KOMPAKT

Feiertage

SCHOFAR-BLASEN Am Sonntag findet um 13.15 Uhr wieder ein öffentliches Schofar-Blasen vor dem Eingangsportal der Synagoge Ohel Jakob am St.-Jakobs-Platz statt. Gemeinderabbiner Shmuel Aharon Brodman führt diese Zeremonie seit ein paar Jahren zum Neujahrsbeginn auch im Freien durch. Mit dieser schönen Tradition gemäß dem Psalm 150,3: »Lobt ihn mit dem Klang des Schofars!« wird das Jahr 5787 öffentlich kundgetan. Das Schofar, ein in der Regel aus dem Widderhorn angefertigtes Blasinstrument, gilt als ältestes Instrument in der jüdischen Tradition. *ikg*

Chasanut

KONZERT In den drei Synagogen der Israelitischen Kultusgemeinde amtieren zu den Hohen Feiertagen mehrere Kantoren. Dies nehmen Präsidium, Vorstand und Rabbinat, mit freundlicher Unterstützung der Synagogenvorstände der Hauptsynagoge Ohel Jakob, der Synagoge Shaarei Zion und der Synagoge Possartstraße, zum Anlass, um zu einem Chasanut-Konzert mit dem Titel »Stimmen der Hohen Feiertage« ins Jüdische Gemeindezentrum am Jakobsplatz einzuladen. Es singen die Kantoren Chaim Gantz und Elchanan Brodman sowie weitere Gastkantoren aus Israel, zusammen mit dem lokalen Synagogenchor Schma Kaulenu. Zum Auftakt sprechen IKG-Präsidentin Charlotte Knobloch und Gemeinderabbiner Shmuel Aharon Brodman. Für diesen Abend am Dienstag, 15. September, 19 Uhr, ist eine Anmeldung unter chasanut@ikg-m.de oder 089/202 400 100 unbedingt erforderlich. *ikg*

Iran

GESPRÄCHSABEND Roya Hakakian ist eine jüdische Journalistin, Dichterin und Autorin, die 1966 in Teheran geboren wurde und dort 1979 als junge Heranwachsende Augenzeugin der Iranischen Revolution wurde. Ihr Buch *Bitterer Frühling. Meine Jugend im Iran der Revolutionszeit* stellte sie 2008 im Jüdischen Gemeindezentrum vor. Ihr Geburtsland hatte sie aufgrund der zunehmenden Unterdrückung während des Iran-Irak-Krieges Richtung Vereinigte Staaten verlassen. Nun kehrt sie auf Einladung des Jüdischen Museums München für »An Evening about Poetry and Identity between Iran, Israel and the USA« an den Jakobsplatz zurück. Inzwischen gehört Hakakian, die auch zwei Gedichtbände auf Persisch (Farsi) publizierte, zu den wichtigsten, die Islamische Republik kritisierenden Stimmen. Seit 2015 unterrichtet sie kreatives Schreiben an der Yale University und ist Fellow am Davenport College. Es moderiert Sarah Kiyanrad vom Institut für den Nahen und Mittleren Osten. Der Eintritt zur Veranstaltung am Donnerstag, 17. September, 19 Uhr, ist frei, Voranmeldung unter https://jmm.muenchenticket.net ist erforderlich. *ikg*

Mit Tatkraft und Ausdauer

NEUJAHR *Gerade in diesen Zeiten müssen wir als jüdische Gemeinschaft die Werte der Demokratie verteidigen. Denn auch wir tragen Verantwortung – mehr denn je*

VON CHARLOTTE KNOBLOCH



Foto: Vetre Antanaviciute Meskauskiene/Vecteezy

Wenn wir bald das Schofar hören, dann soll sein Klang für uns im wahrsten Wortsinne ein Weckruf sein.

Eine »Schande für Deutschland« hatte der 2023 verstorbene Wolfgang Schäuble einst die »Alternative für Deutschland« genannt und ihr bei anderer Gelegenheit außerdem vorgeworfen, durch sie werde »hemmungslos alles demagogisch missbraucht, was man missbrauchen kann«. Solche Sätze sind in der politischen Debatte heute längst kein Aufreger mehr. Besonders sind sie trotzdem, Schäuble äußerte sie nämlich bereits im Herbst 2014, zu einer Zeit, als die AfD noch als bedeutungs- oder zumindest harmlos galt.

Wenige Tage nach der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt erscheint Schäubles Analyse nun so weitsichtig wie nie. Früher als viele andere hatte er das Gefahrenpotenzial erkannt, das von der neuen Gruppierung ausging, und die klaren Worte gefunden, für die andere etliche Jahre brauchten. Heute, da ein rechtsextremer Landesverband sich anschickt, in Querfront mit den Steigbügelhaltern aus Sahra Wagenknechts Parteikonstrukt eine Landesregierung zu übernehmen, wird dieses Potenzial von der theoretischen Größe zur realen Bedrohung.

RECHTSEXTREMISMUS Liebend gern hätte ich meine Gedanken zu Rosch Haschana 5787 mit einem anderen Thema eingeleitet als einem deutschen Rechtsextremismus, der vor unseren Augen seinen zweiten Frühling erlebt. Zahllose andere Geschichten würde es zu erzählen geben, von der Heimkehr der letzten lebenden israelischen Geiseln im Oktober 2025 über das zehnjährige Bestehen des Helene-Habermann-Gymnasiums im Juni dieses Jahres und die Neuwahl unseres Gemeindevorstandes im Juli bis zur 20-Jahr-Feier der Einweihung der Hauptsynagoge in diesem Herbst. Die Arbeit für eine jüdische Zukunft in unserer Stadt bleibt weiterhin das schöne und erfüllende Tagesgeschäft, und rein geografisch ist Magdeburg von München weit entfernt.

Aber leider stehen die Dinge nicht so, dass wir unbeschwert über Jubiläen oder Gemeindeprojekte sprechen könnten. Alles, woran wir bauen und was wir hier tun, spielt sich in einem gesellschaftlichen, politischen und, ja, geschichtlichen Rahmen ab, der anders als in früheren Zeiten nicht mehr einfach ausgeblendet werden kann. In unseren eigenen Räumen, auf der metaphorischen Insel unserer eigenen jüdischen Gemeindeinstitutionen, sind wir zwar physisch in Sicherheit. Die Stürme werden heute allerdings immer heftiger, und sie kommen uns viel, viel näher. Wir leben nicht länger jenseits der Geschichte. Die Geschichte hat uns eingeholt.

Damit muss die jüdische Gemeinschaft sich heute arrangieren, und sie darf bei aller Sorge nicht den Fehler machen, das von einer Position der Selbstverzwergung aus zu tun. Der Landesverband Jüdischer Gemeinden Sachsen-Anhalt hat bereits am Montag in einem Statement gezeigt, wie es gehen kann, und bewundernswert kämpferisch betont: »Dies ist unser Land. Das Land, in dem jüdische Familien über Generationen lebten. Das Land unserer Kinder.« Gemeint war damit Sachsen-Anhalt, der Gedanke gilt jenseits von Halle, Dessau und Magdeburg aber ganz genauso.

ZUKUNFT Dass manche Menschen – darunter zuvorderst Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft – nicht abwarten werden, was genau eine AfD-Regierung in ihrem Land oder ihrem persönlichen Umfeld anrichtet, liegt umgekehrt auf der Hand. Nicht wenige werden womöglich zu dem Schluss kommen, dass ihre Kinder woanders eine bessere Zukunft finden können, und in Anbetracht der Lage kann man dies niemandem verübeln.

Unsere eigene Tatkraft aufzugeben, wäre heute jedenfalls das Falscheste, das wir tun können. Gerade jetzt zu Rosch Haschana, da das Buch unserer eigenen Taten für das kommende Jahr noch unbeschrieben vor uns liegt, müssen wir uns auch die Frage stellen, was wir tun können. Ganz gewiss ist die derzeitige Lage nicht die Schuld der jüdischen Gemeinschaft. Als Bürger dieses Landes sind wir von der Pflicht, es vor Schaden zu bewahren und die Werte zu verteidigen, die auch unsere Zukunft sichern, aber mitnichten befreit. Wir tragen Verantwortung, und wir tragen sie jetzt mehr denn je.

Möge es für uns alle ein Jahr der Erneuerung in Stärke sein.

Keine Frage, ein leichter Start ins neue jüdische Jahr ist dies nicht. Zum Aufschwung der Rechtsextremen kommt schließlich noch ein längst wahnhaftes, oft hasserfülltes Abarbeiten am Staat Israel durch eine politische Linke hinzu, die historisch völlig falsch abgebogen ist und trotzdem statt auf die Bremse lieber beherzt aufs Gaspedal steigt.

Wo die kategorische Ablehnung des einzigen jüdischen Staates zum kulturellen Entréebillett wird, da kann politisch nichts Konstruktives mehr wachsen. Der linke wie rechte Rand sind für den gedeihlichen Diskurs verloren, und sie schwellen beide an.

Vergleiche mit der Situation vor 1933 drängen sich auf, und in der Substanz haben sie auch eine gewisse Berechtigung. In einem fundamentalen Punkt aber unterscheiden sie sich: Jüdische Menschen leben nach mehr als 75 Jahren etablierter demokratischer Kultur in Deutschland und in einer Zeit jüdischer Souveränität nicht länger als hilflose Bittsteller. Wir sind Akteure, und als solche dürfen wir uns vielleicht von Besorgnis leiten, aber nicht von Angst lähmen lassen. Unsere Unterstützer – und die gibt es weiterhin! – stehen mutig an unserer Seite, wenn wir selbst mit Mut vorangehen.

Wenn wir deshalb bald das Schofar hören, dann soll sein Klang für uns im wahrsten Wortsinne ein Weckruf sein. Es sind keine einfachen Zeiten, in denen wir leben, aber es sind Zeiten, die mit Weitsicht zu gestalten wir selbst gefordert sind. Zum neuen Jahr 5787 wünsche ich uns deshalb Tatkraft, Ausdauer und Vertrauen, dem Staate Israel Frieden und unserem eigenen Land Stabilität. Möge es für uns alle ein Jahr der Erneuerung in Stärke sein. Schana towa umetuka!

Die Autorin ist Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

»Ich habe keine Heimat«

KINO *Eine Dokumentation über Albrecht Weinberg erzählt von Verfolgung, Erinnerung und der schwierigen Rückkehr in das Land der Täter*

Es sind Worte, die nachhallen: »Ich habe keine Heimat.« Am Ende des Films steht dieser schlichte Satz, der viel über das Leben eines Mannes erzählt, der Deutschland verlassen wollte, um seine Vergangenheit hinter sich zu lassen – und schließlich doch zurückkehrte. Am vergangenen Sonntag feierte der Film im Münchner Rio Filmpalast Premiere. Rund 100 Gäste waren gekommen, darunter die Regisseurin Güner Yasemin Balcı, die aus Berlin angereist war.

Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern, erinnerte in ihrem Grußwort daran, dass viele Überlebende nach 1945 in die Städte und Regionen zurückgekehrt seien, in denen sie einst gelebt hatten. Doch, so sagte sie, »von einem Wiederfinden der Heimat erzählen diese Geschichten fast nie«.

Auch Weinbergs Rückkehr ins ostfriesische Leer ist keine klassische Heimkehr. Zu tief sitzen die Erinnerungen an Ausgrenzung, Verfolgung und die Konzentrationslager, die er und seine Geschwister überlebten. Mehr als 40 Familienmitglieder wurden ermordet. Weinberg selbst wurde als Jugendlicher deportiert und überlebte die Konzentrationslager Auschwitz, Dora-Mittelbau und Bergen-Belsen.

1947 wanderten er und seine Schwester Friedel nach New York aus. Deutschland wollte Weinberg nie wieder betreten. Er wollte vergessen. Erst 60 Jahre später führte ihn eine Einladung zurück nach Ostfriesland, später zog er gemeinsam mit seiner Schwester in ein Pflegeheim in Leer, wo eine enge Verbindung mit Pflegerin Gerda Dänekas entstand. Nach Friedels Tod zog Albrecht Weinberg bei Gerda ein – gemeinsam begannen die beiden, in Schulen zu gehen. Weinberg erzählte jungen Menschen von seinem Leben, offen, herzlich und zugewandt.



Foto: Mindjazz Pictures

Albrecht Weinberg mit Pflegerin Gerda Dänekas, zu der eine sehr enge Verbindung entstand

Die Begegnungen mit Schülerinnen und Schülern bestimmten Weinbergs spätes Wirken. Er selbst wollte, ebenso wie nun das filmische Denkmal seines Lebens, vor allem die jüngere Generation erreichen. Die Regisseure Güner Yasemin Balcı und Jesco Denzel begleiteten Weinberg und Dänekas dafür vier Jahre lang. Im Mai dieses Jahres starb Weinberg. Die Vorpremiere in Leer vor mehr als 700 Zuschauern hatte er aber noch erlebt, an seinem 101. Geburtstag im März.

Dass der Münchner Premierenabend ausgerechnet wenige Stunden nach der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt stattfand, unterstreicht die Dringlichkeit des Sujets. Die NS-Zeit, stellte auch Charlotte Knobloch fest, habe sich »noch nie so nahe angefühlt. Die Vergangenheit begleitet uns«. Und sie fügte hinzu: »Nur wenn wir ihr begegnen, können wir verhindern, dass sie uns verfolgt.« *Esther Martel*

»Albrecht Weinberg – Es ist immer in meinem Kopf« ist ab dem 10. September bundesweit im Kino zu sehen.